



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kosch, Wilhelm; Prinz Emil von Schönauich-Carolath

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wie das Dekret über die Erstkommunion, stoßen jedoch auch bei ihnen auf gefühlsmäßigen Widerstand, wenngleich sie nach außen hin Ausschau halten, ob es nicht irgendeinen Kritiker zu verfezern gibt. Soeben (9. September) wird uns eine neue Überraschung aus Rom telegraphiert. Ein Motu proprio über die praktische Bekämpfung des Modernismus ist erschienen. Darin wird den Studenten der Theologie das Lesen von Zeitungen und Zeitschriften untersagt! Ich zweifle nicht, daß gewisse katholische Blätter auch das für gut finden werden, nach außen; im Inneren werden sie doch wenigstens ihren eigenen Abonnenten unter dem heranwachsenden Klerus nachtrauern. Ein schweizerisches Blatt will weiter von einer Enzyklika gegen die christlichen Gewerkschaften wissen. Kommen wird sie vielleicht nicht, aber nach dem Vorgegangenen wäre sie eine „Forderung des Tages“.

Ich fürchte, daß erst ein ganz schwerer Schlag auf den deutschen Katholizismus fallen muß, bis er sich aus der Starrheit des Schweigens und Verheimlichens aufrafft. Natürlich denke ich nicht an eine Erhebung „gegen Rom“ oder ähnliche innere Unmöglichkeiten. Ich halte nur eine freimütige, ernsthafte Aussprache der tatsächlichen Zustände, der Notwendigkeiten, der Ziele und Aussichten für unentbehrlich, und dies mit Rücksicht auf die bessere Information Roms, mit Rücksicht auf die Klarheit und Ehrlichkeit unter den Katholiken selbst, — endlich mit Rücksicht auf die nichtkatholische Öffentlichkeit, so weit sie uns aufrichtig verstehen und mit uns unbefangen an der Kultur der Nation und der Menschheit wirken will.



Prinz Emil von Schönaich-Carolath

Von Professor Dr. Wilhelm Kosch (Freiburg im Üchtland)



in den schlesischen Barnaß weht seit Jahrhunderten eine eigenartige aristokratische Höhenluft. Vollends im neunzehnten Jahrhundert beteiligt sich gerade in Schlesien der Adel ungemein stark an der Entwicklung der deutschen Literatur. Die vollstümlichen Brüder Eichendorff nahmen am Heidelberger Kreis der Romantiker teil und der jüngere von beiden, Joseph Freiherr von Eichendorff, wurde, wenn wir dem Urteil Theodor Storms zustimmen wollen, der größte deutsche Lyriker überhaupt. Karl von Holtei, Eichendorffs Freund, der das Leben des wanderlustigen „Taugenichts“ zu seinem eigenen machte, gehörte dem niedersten Adel an. Um so höher im sozialen Rang stand der nicht minder gefeierte Fürst Pückler-Muskau, für Herwegh der Typus des „hochmütigen Aristokraten“, der Schöpfer der Reisebilder, die in den dreißiger und vierziger Jahren Mode

waren. Den „Briefen eines Verstorbenen“ von Bücker-Muskau folgten die „Lieder eines Erwachenden“ seines Landsmanns, des Grafen Moriz von Strachwitz. Die glutvollen, freiheitswerbenden Verse des einem streng katholischen Hause entstammenden, leider nur allzu früh verstorbenen Edelmanns in des Wortes reinsten Bedeutung wirkten ohne Zweifel nach auf Georg Freiherrn von Dyherrn aus Glogau, der 1875 zur katholischen Kirche übertrat, heute mit Unrecht selbst bei seinen Glaubensgenossen vergessen ist.

Hatte Fürst Bücker-Muskau gewissermaßen den Übergang gebildet von der Romantik zum Jungen Deutschland, so schloß sich am Ende der siebziger Jahre der junge Prinz Schönai~~ch~~=Carolath Heine an, um als Neuromantiker zu enden.

Prinz Emil von Schönai~~ch~~=Carolath ist ein Nachkomme des von Gottsched zum Dichter gekrönten, den Germanisten auch heute noch bekannten gleichnamigen Verfassers der „Ganzen Ästhetik in einer Nuß“. Aber mit diesem literarischen Sonderling hat unser Dichter auch nichts weiter gemein als den bloßen Namen und die Bande des Blutes. Seine Stellung in der Literaturgeschichte ist bereits fest begründet. Man wird sie nur näher zu umschreiben und in ihrer symptomatischen Bedeutung für das moderne Kulturleben eingehender zu würdigen haben. Denn Schönai~~ch~~=Carolath mit seiner den Tiefen der Volkspoesie im Sinne Eichendorffs nachspürenden wahrhaft deutschen Seele, mit seiner hohen, an romanischen und englischen Vorbildern geschulten formellen Begabung ist nicht nur der literarische Vermittler zwischen den Idealen der Romantik und der Stilkunst unserer jüngsten Dichter, sondern noch mehr der Pfadfinder, der Wegweiser, der Bahnbrecher für eine neue Zukunft, in der die klassischen Formen der vollendeten Schönheit beseelt vom Geist der christlichen Romantik die zerklüfteten gesellschaftlichen Zustände durch eine neue Kultur vereinigen und wieder versöhnen sollen. In dem sozialen Ringen der Gegenwart hat er mit ebenso scharfem Auge wie mit warmfühlendem Herzen sittliche Werte erkannt. Und so predigt er, als Dichter ein Hohepriester Gottes, gegen die klassenverhetzende Barbarei eine erbarmungsvolle Menschlichkeit, gegen den Haß die Liebe, gegen den Streit die Versöhnung, politisch, religiös, literarisch, in allem ein Greniker durch und durch.

Geboren zu Breslau am 8. April 1852, wurde der künftige Dichter schon in seinen ersten Lebensjahren von guten Genien begleitet. Der Vater, ein ausgezeichnete Musiker, vor allem aber die Mutter, eine vortreffliche Kennerin fremder Sprachen und Literaturen, weckten frühzeitig seinen für alles Schöne empfänglichen Sinn. In Breslau sah der Knabe oft Karl von Holtei und begeisterte sich an Strachwitz und Freiligrath, Eichendorff und Uhland. Seine ersten poetischen Versuche gerieten nach dem Muster eines damaligen Modelyrikers, namens Ferrand. Dies hat mir Carolath persönlich eingestanden.

Abwechselnd in Schlessien und in Italien verbrachte er seine erste Jugend. In Wiesbaden besuchte er das Gymnasium, nicht immer mit Freude an der

Schule. Die Mathematik blieb ihm wie Goethe und Mörke zeitlebens ein Greuel. Im gastfreien Hause seiner Eltern lernte er Dichter wie Gustav Freytag und Bodenstedt kennen. Das elegante, leichtlebige Milieu, in dem er aufwuchs, vermochte jedoch den tiefen Latendurst seiner Seele nicht zu stillen. Immer größer, immer reiner wuchs seine Leidenschaft für die Poesie.

Gleich vielen anderen Dichtern vor ihm und nach ihm reifte auch er durch eine erschütternde, tragische Liebe. Sie schuf ihm eine schwere, eine bittere Enttäuschung, aber ihr entquollen dafür auch seine ersten glühenden Lieder. Von nun an irrte die Sphinx des Ewig-Weiblichen wie ein drohender Dämon durch sein Leben. Und hätte er nicht in der unwandelbaren Freundschaft eines alten Schulgefährten, Huth, der bis an den eigenen Tod ihm der getreueste Begleiter blieb, einen festen Rückhalt gefunden, so wäre der früher Kindlich-Frome in der Philosophie Schopenhauers und Voltaires fassungslos untergegangen. Allein diese Freundschaft, sein heißer Lebensdrang, sein im tiefsten Kern bejahender Charakter hielten ihn über den Wellen.

Von der Stätte, wo er sein erstes großes Leid erfuhr, strebte Schönai^{ch}-Carolath in die Ferne. In Zürich besuchte er die Vorlesungen von Scherr und Gottfried Kinkel. „Otto der Schütz“ mit seinem blühenden Sprachgeist übte auf die sich entwickelnde Formenstrenge des jungen Dichters einen nachhaltenden Einfluß aus. Scherr wieder wirkte vor allem auf die demokratischen Neigungen Carolaths ein.

1872 trat der junge Feuergeist in das Kurländische Dragonerregiment zu Kolmar im Elsaß ein. Aber wie Ferdinand von Saar, Martin Greif und andere Dichter-Dffiziere der neuesten Zeit ertrug er nicht lange die harte soldatische Last.

In alten romantischen Ländern am Mittelmeergehade zog er, ein leidenschaftlicher Jäger, jahrelang umher, nach dem Tod seiner Eltern fremd in der Heimat, ohne Frieden, ohne Trost eines mütterlichen Herzens. Zwar war er noch einmal für einige Zeit zu seinem Regiment zurückgekehrt; allein er gab sich vergebliche Mühe, die Ferne lockte ihn immer wieder unwiderstehlich.

In Kolmar hatte Carolath Alberta von Puttkamer, die nachmals bekannte heißblütige Dichterin, kennen und verehren gelernt. Von ihr besitzen wir eine Schilderung des Prinzen in jener Zeit: „Außerlich war er nicht sonderlich anziehend, wenigstens neben den ungewöhnlich ritterlichen und schönen Gestalten der damaligen Dffiziere kaum. Eine schlanke, ziemlich hohe Gestalt, die in ihren Bewegungen etwas liebenswürdig Schmiegsames hatte; ein kleiner runder Kopf, blonde, leicht geringelte Haare um eine breitgewölbte Stirn. Die kurze Nase und die ein wenig hervorstehenden Backenknochen gaben dem Gesicht eine slawische Prägung. Aber — die Augen! In denen lag damals schon dämmernd die ganze feurige, schmerzliche, lebensnehnende Lyrik seiner späteren Dichtung. Die Augen hatten etwas so merkwürdig Erstauntes, als frügen sie weit in die Zeiten und tief in das Wesen alles Lebendigen hin . . .“ Byron und Musset

ergriffen Frau von Puttkamer und den Prinzen in jenen Jugendtagen auf das mächtigste.

In Rom trat Carolath dem sinnentrunkenen Maler Makart nahe. Der berauschte Prunk, das tönende Pathos konnte Carolath, oft zum Schaden seiner Poesie, nie ganz aufgeben. In Italien feierten Sturm und Drang leidenschaftliche Orgien. Erst am Genfer See, wohl im Frühling 1837, kam seine wanderermüde Sehnsucht zur Ruhe. Seine Vermählung mit Katharina von Knorring aus schlichtem, edlem estländischen Stamme führte die große Wende in seinem Leben herbei.

Nun hatte Carolath den stillen, großzügigen, opfermütigen weiblichen Charakter gefunden. Blühende Kinder folgten. Sein Aufenthalt, zunächst zu Balsgaard in Dänemark, dann auf dem ererbten Gut Haseldorf bei Hamburg, der gastfreiesten Stätte für aller Künstler Art und Herkunft, schien sich überaus glücklich zu gestalten. Da ergriff ein unheilbares qualvolles Leiden den indes im Sinn eines dogmenfreien Christentums gläubig gewordenen Menschenfreund. In einem sozialen Wirken innigster Nächstenliebe erschöpfte Carolath seine letzten Lebensjahre. Operation folgte auf Operation. Vom Krankenbett aus, mit dem Bleistift in der Hand, schrieb er ohne Klage die teilnehmendsten Worte selbst dem entferntesten seiner Verehrer.

Wenn einmal des Prinzen Briefe erscheinen werden, hoffentlich recht bald, so wird sich ergeben, daß Schönai~~ch~~-Carolath als Mensch vielleicht der edelste Charakter war, den die deutsche Literatur wohl seit langem aufzuweisen hat.

Der drohende Tod schreckte ihn nicht. Monatelang vor dem Ende stand auf seinen Befehl im Schloß der bereitgehaltene Sarg. „Ich möchte schlafen“, waren seine letzten Worte am 30. April 1908.

* * *

Schönai~~ch~~-Carolath ist vor allem Lyriker, Lyriker nicht bloß in dem eigentlichen Lied, sondern auch in der Ballade, im Epos, in der Novelle. Stark persönlich wirksam geht er fast immer vom eigenen Erlebnis aus, und wie Goethe hätte er von sich sagen können: „Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte.“ Der mächtige Wahrheitsgehalt in Carolaths Dichtungen hängt damit auf das innigste zusammen.

Schon sein frühestes Buch, die 1878 erschienenen „Lieder an eine Verlorene“, ist ein großes Lebensbekenntnis. Sein erstes und letztes Wort darin heißt Weib: die moderne, entgötterte Frau, die Byron, Heine, Lenau in einen Abgrund seelischer Zerrissenheit geschleudert hat, die raffinierte Dame der Welt, wie sie Grisebachs Tannhäuserpen schildern, das defadente Wesen der „Lieder einer Verlorenen“ von Uda Christen. Aber neben diesen literarischen Einflüssen, denen der junge Dichter damals ausgesetzt war, weil sie mit persönlichen

Stimmungen merkwürdig zusammentrafen, neben Freiligrath, dessen exotische, farbenprunkende Phantasie ihn, den Europamüden, in einem Gedichtzyklus „Westwärts“ zu den von keiner Kultur beleckten Rothäuten führte, ziehen ihn auch die reineren Elemente der Poesie, die im deutschen Volkslied, bei Chamisso, Uhland und Eichendorff verkörpert sind, in ihren Bann. Und so weist uns Schönai ch-Carolath bereits in seinem ersten Werke aus dem Salon der mondänen Gesellschaft, aus der Sinnenwelt der großen Städte in den tiefen Frieden des deutschen Waldes, wo er die Stimme einer anderen Herzensbraut kispeln hört „von allem, was groß und schön, von Glück und ewiger Treue, von Liebe und Wiederseh'n“. Und er sieht im Abendstrahl die alte, graue Stadt mit dem stillen Haus auf dem Markt, mit dem Garten und Laubengang, daraus dereinst das goldne Lachen seiner Liebsten herüberdrang. Und durch das gewaltige Charaktergemälde „Sulamith“, dieses Hohelied christlicher Nächstenliebe, wie ihrer nur ein Weib, die Mutter, fähig sein kann, läßt Carolath schon in jenen stürmischen Jugendtagen seinen tiefen deutschen Ernst, seine gerechte, versöhnungs-volle Milde durchleuchten, die sein späteres Schaffen nur noch mehr auszeichnen sollte. So heiß ist seine Vaterlandsliebe, daß sie ihn gegen die Schwächen des neuen Reiches keineswegs blind macht:

„Denn auf dem Grund von Blut und Stahl
Stehst du wohl hoch, vor allem hoch;
Doch lieber hätt' ich tausendmal,
Du wärest klein und besser doch.“

So tief ist sein Schmerz über das Los der blinden Menge, die wie im Traum auf ausgetretenen Pfaden wandelt, daß er sich der ganzen Menschheit weihet und von Gott die größte, selbstloseste Liebe ersleht, um jene miterlösen zu können.

In den „Dichtungen“, die Schönai ch-Carolath 1883 herausgab, trat dies alles noch viel deutlicher zutage. Das Herz, vom Weib zu Gott gewendet, wird nun dauernd seines höchsten Preislieds Gegenstand. Das persönliche Erlebnis gestaltet sich ihm zum allgemeinen Vorfall. Das Subjektive, Vereinzelte erhebt er zum Typus. Erst die „Dichtungen“ (jetzt in 10. Auflage) haben Carolaths Ruhm begründet. Von nun an sehen wir den Dichter in strenger Selbstzucht an den einzelnen Fassungen feilen, ihren stofflichen Inhalt vermehren und aus dem lyrischen Stürmer und Dränger zum besonnenen Epiker heranreifen. Ein märchenhafter Zauber umfängt uns. Die graue Stadt im Norden, wie Storm sie einst geschildert hat und lange vor ihm Eichendorff, diese Stadt mit ihren tief geheimnisvollen Stimmungen taucht wieder vor uns auf. Sie birgt ein tragisches Liebesgeschick. Aber der Dichter hat sich in Entfagung gefaßt. In letzten Liedern trägt er sein großes Leid zu Gott empor. Als Büsser, als Kreuzfahrer durchzieht er die Lande, das süße Trostwort auf den Lippen:

„Unsterblich ist der Schmerz allein.
Was nie du befehen,
Ersehnt, nie vergessen,
Wird deines Himmels Grundbau sein.“

Schopenhauers Pessimismus hat der Dichter in anderer Gestalt, geläutert, verklärt bei Wilhelm Raabe wiedergefunden. Und wie dieser in seinem gewaltigen Roman „Schüdderump“ von einem Postkarren das Symbol für ein erschütterndes Menschen drama herholt, so schiebt bei Carolath ein seltsamer Handelsmann seinen Karren mit Scherben durch die Straßen. In dem einfachen Knittelvers des Hans Sachs wird uns die tiefe Bedeutung dieser Scherben erklärt. Sie sind die Freuden und Leiden unseres Lebens:

„Ja der Menschheit Entwicklungsgang
Schiebt sich durch Schutt und Scherbenklang.
Jenes ist stets das größte Gedicht,
Draus der Schrei um Zerschlag'nes bricht.
Menschenglück ist zerbrechlich Ding,
Aber du, dem's zu brechen ging,
Willst als ein Held du sterben,
Schlage dir selbst entzwei beizeit
Alles, was unwert der Ewigkeit.
Fürstengunst und Parteientum,
Huld der Massen und lauten Ruhm —
Wenn du den Plunder hast eingefahrt,
Setze dich an den Lebensmarkt,
Und den Karren des Glücks zulieb
Beige, was dir im Sacke blieb.“

Mondschein und Siebeldächer haben es dem Dichter angetan. Auf dem Marktplatz plätschert der Springbrunnen. Von weitem tutet der Wächter leis in sein Horn. Wir sind in Deutschland, in der Heimat der Romantik. Freilich Carolaths Phantasie ist nicht zügellos, seine Begeisterung für die „gute, alte Zeit“, von keiner reaktionären Tendenz bedingt, sie entspricht nur der Sehnsucht des Dichters, in der Poesie der Vergangenheit das Leid der Gegenwart zu ertränken. Es sind die alten, längst bekannten Tugenden des deutschen Volkes. Auf sie setzt er seine ganze Hoffnung. Und so ist er stolzen Mutes:

„Solang' noch unsre Wange brennt
Beim holden Gruße schöner Frauen,
Solang' man Arbeit heilig nennt
Und Treue gilt in deutschen Gauen,
Solang' vom Wasgau bis zum Belt
Wir treu zu Gott und Kaiser halten:
So lang' wird keine Macht der Welt
Der deutschen Marken Grundwert spalten.“

Und diesen kraftvollen, männlich starken, wahrhaft deutschnationalen Dichter hat die landläufige Literaturgeschichte lange genug als Defakent zu charakterisieren versucht!

Gustav Schwab sagt einmal, die Muse des aus dem Gemüt schaffenden Dichters sei vorzugsweise an die lyrische Poesie gewiesen; erst in gereifterer Jugend, wenn sich der Gesichtskreis des Sängers erweitert hat, wird er sich dann der epischen Lyrik, den Sagen der Völker zuwenden. Und so verfährt Uhland, so Schönaich-Carolath. Nicht nur in symbolischen Romanzen wie „Merlin“ oder „Das Sommerfest“, das deutlich an Goethes „Erkönig“ gemahnt, nicht nur in lyrischen Erzählungen, wie „Die Unbekannte“ oder „Der schwarze Hans“, aus dem die Mystik der Seelenwanderungslehre einem Irrlicht gleich in dämmernde Fernen seelischer Erkenntnis weist, finden wir des Dichters Drang zum Epos ausgesprochen, sondern vielmehr in den ersten zyklischen Gedichten „Angelina“ und „Fathume“.

In der „Sphinx“, in „Don Juans Tod“, auf den wie ein Epilog zum harmonischen Abschluß „Judas in Gethsemane“ folgt, hat der Dichter endlich eine epische Trilogie geschaffen, in der Kraft des Ausdrucks, Stärke der Empfindung, faustische Tiefe des Gedankens und vor allem der hinreißende Schwung der Sprache an Hamerling, ja an Lord Byron erinnern.

Ibsen hat der germanischen Welt das Problem-Drama geschenkt, Schönaich-Carolath den Deutschen das Problem-Epos. Daß hier unter der Ideenfülle der hohe Wirklichkeitsfinn, den der Dichter in seinen Liedern bekundet, leiden muß, ist klar. Und trotzdem möchten wir nicht einen einzigen der in seinen Epen ausgesprochenen Gedanken missen.

„Angelina“ ist ein Jugendwerk und reicht in die siebziger Jahre zurück. Das Weib erscheint uns in diesem anekdotenartigen Gedicht noch als Märtyrin, die dem Mann zum Opfer fällt und an ihm zugrunde geht. Das römische Blumenmädchen mit dem wehwunden Herzen fordert unser tiefstes Mitleid heraus. Denn sie selbst ist eigentlich schuldlos. Das Schicksal hat es gewollt: „Ihr blumenhafter Leib muß in die Gasse.“ Aber wie in Goethes „Faust“ Engelhöre den erlösten Helden in ihre Mitte nehmen und ihr Halleluja singen, so hat auch Carolaths Dichtung ihren versöhnenden Abschluß. An der Bahre des gefallenen Mädchens klingen die Osterglocken: „Christus ist erstanden.“

In dem Liederzyklus „Fathume“ wird der Typus Weib schon von einer andern Seite beleuchtet. Das wilde Kind der Tropen, stolz auf seine Abstammung, seine Schönheit, seinen Reichtum, eine Mondaine der Wüste, hat ein kaltes, berechnendes Herz. Nicht wie Angelina wird Fathume vom Schicksal bestimmt, sondern sie selbst ist an ihrem Leben schuld. Ihr tragischer Tod ist ihre Buße.

In „Sphinx“ setzt die romantische Handlung idyllisch ein. Guy, ein vornehmer Offizier aus dem Norden, gewinnt in Italien die Gunst der jungen adeligen Schönheit Santa. In seiner Abwesenheit ändert sie jedoch ihren Sinn und heiratet eines äußern Vorteils wegen einen andern. Der erste Geliebte erfährt den Treubruch. Er kann ihn nicht erklären, und nur ein alter Rabbi verweist ihn auf die dunklen Beziehungen, die in dem Rätsel Weib schlummern. Plötzlich sieht er Santa wieder. Die alte Liebe lodert in den Herzen beider

von neuem auf. Aber zu einem friedlichen Ausgleich ist es zu spät. Guys Lebensüberdruß stürzt ihn in den Selbstmord. Die Grundidee ist leicht zu finden: Der Mann wird, wie schon einmal im *Paradies*, vom Weib in den geistigen Tod gekehrt.

Das zweite Stück der epischen Trilogie, „Don Juans Tod“, knüpft an eine Sagenfigur der Weltliteratur an. Schönau-Carolath hat einen durchaus eigenartigen Stoff daraus gestaltet. Don Juan ist bei ihm nicht wie in der Auffassung Byrons, Lenaus und Grabbes der bloße Lüstling, dessen Schreckensende nur die wohlverdiente Strafe für sein schlechtes Leben bedeutet, sondern der moderne Mensch, zwar jedes Frevels fähig, dabei doch nicht ohne Seele, ohne einen letzten Kern innerer Güte.

Carolaths Don Juan ist der Sohn der Venus und des Ahasver, der Zwillingbruder des Faust. Im christlichen Glaubenreich lernt er die Jungfrau Diava kennen. Sie liebt ihn und will ihn zum Gatten. Aber Don Juan begehrt nur den Leib, ihr Herz verschmäht er. Er bricht den Burgfrieden und wird zum Tod verurteilt. Diava als Königin sucht ihn zu retten, indem sie ihn als ihren künftigen Gatten auszugeben vorhat. Aber auch jetzt verachtet Don Juan die Ehe. So wird er dem Kerker überliefert. Diava folgt ihm dahin. Und erst im Schatten des Todes wird Don Juans Herz von der unendlichen Liebe dieses Engels gerührt. Er verzichtet auf die Wollust des Fleisches, als er das keusche Weib in seinen Armen hält. Ein gemeinsamer Flammentod erlöst das Liebespaar. Der tiefsinnigen, erschütternden Dichtung liegt Goethes Gedanke zugrunde: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“. Aber Carolath hat diese Worte in einem durchaus christlichen Sinne gedeutet. Seine Diava ist keine andere als Dantes Beatrice.

Bildet „Don Juans Tod“ die wirksamste Antithese zur „Sphinx“, indem das Weib durch beide Dichtungen in seinen elementaren Gegensätzen aufgelöst erscheint, so tritt das übernatürliche Moment in seinem Kampf mit dem irdischen Egoismus als das schließlich Sieghafte in dem dritten Teil der Trilogie vollends deutlich zutage. Judas stellt sich Christus entgegen. Als scheinbarer Anwalt der unglücklichen Kreatur wirft er ihm Furchtbares vor. Allein der Heiland schweigt. Von seinem Auge bricht ein Leidensblick, und der Verräter flieht. Kein Wort des Hasses folgt ihm. Auch jetzt noch begleitet ihn die Liebe des Herrn:

„Ob groß die Schuld, ob groß auch das Gericht,
Die Liebe wird am allergrößten bleiben.“

Judas in Gethsemane ist der typische Vertreter der selbstischen gefallenem Menschheit. Die Liebe, im ersten Epos rein sinnlich, im zweiten von einem Strahl der übersinnlichen erleuchtet, wird im letzten von der göttlichen Erbarmung, der größten Liebe abgelöst. Und so bildet diese gewaltige Gedankenschöpfung Carolaths ein durchaus harmonisches Gebilde. Ihre tiefen poetischen Einzel-schönheiten ergeben sich nur dem eingehenden, eindringenden Nachempfinden.

Fast gleichzeitig mit den „Dichtungen“, die allerdings erst in späteren Fassungen die zuletzt erwähnten Epen enthalten, erschienen Carolaths erste Novellen. Die „Geschichten aus Moll“ (gesammelt 1884) und „Tauwasser“ (1881 veröffentlicht) reichen ihrer geistigen Entstehung nach insgesamt noch in die siebziger Jahre zurück. Die kurze chronikartige Novelle, die Raabe und Storm in die deutsche Literatur eingeführt haben („Schön Lenchen“, bereits mit zwei- und zwanzig Jahren in Kolmar verfaßt), Das satirische Märchen („Vom Könige, der sich tot gelacht hat“), Die Künstlernovellen („Lia“, „Entlang den Hecken“, „Der Nachtfalter“), Die soziale Studie („Die Kerze“, „Am Strome“), Das Sittenbild („Die Rache ist mein“) versucht der jugendliche Dichter in jener ersten Sammlung mit glücklichem Erfolg. Aber erst im „Tauwasser“ erlangt er als Novellist seine Reife. Ein ähnliches Schicksal, wie es der Erzähler der „Studien“ im „Kondor“, im „Hochwald“, im „Heidedorf“ gedichtet hat, das alte Lied von den zwei Königskindern, die zueinander gewollt, jenes seit der Hero- und Leandersage für die Weltliteratur typische Motiv, gestaltet Carolath in einer den sozialen Verhältnissen der Gegenwart entsprechenden Weise um. Die Armut ist die große Schuld des Liebespaares, Entsagung ihr letztes Los. Ins Englische übersezt hat „Tauwasser“ jenseits des Kanals sich viel Freunde erworben. Viel langsamer prägen sich endlich auch uns Deutschen die hohen sittlichen Werte dieser herben Erzählung in die Seele ein. Für Carolath freilich war auch „Tauwasser“ nur erst der Beginn einer künstlerisch gesteigerten novellistischen Tätigkeit.

In den folgenden Gesellschaftsstudien „Bürgerlicher Tod“ und „Adeliger Tod“ (1894) beleuchtet er einerseits die Arbeiterfrage, andererseits das Leben der obersten Zehntausend. Immer bleibt er über den Parteien, auch dann, wenn er den herzlosen Kapitalismus, die tolle Spielwut oder das Duell mit scharfen Worten geißelt. Und es steckt ein besonderer Zug von ethischem Heroismus in diesen Novellen, deren Verfasser selbst zu den Vornehmen, zu den Begüterten, zu den Hochadeligen gehört, weil sie in unserer Zeit der halben Menschenliebe vor den letzten Folgerungen der christlichen Lehre nicht Halt machen, sondern vielmehr sie ausschöpfen bis zum Grunde. Schönai~~ch~~-Carolath ist hier, wenn das Wort nicht in parteipolitischem Sinn genommen wird, der christlich-soziale Herold einer neuen Zeit geworden, der Verkünder einer neuen Gesellschaftsordnung, deren Stützen die alten, vergessenen Ideale sind: Arbeit und Liebe, Gottesfurcht, Freiheit und Frieden.

In dem folgenden Novellenband (1899), der aus drei Stücken besteht, vertieft Schönai~~ch~~-Carolath die von ihm aufgeworfenen Probleme. In der ersten Novelle „Der Freiherr“ kritisiert er neuerdings die Schäden des vielfach auf Schein und Unnatur beruhenden Truglebens so mancher Schicht in unserer Gesellschaft. Die zweite Novelle „Regulus“ führt uns in die häßliche Zeit der Demagogenverfolgung, in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Sie entspricht dem glühenden Freiheitsdrang des Dichters, für den er in diesem

künstlerisch vollendeten deutschen Kulturbild eine Lanze bricht. Hatte Carolath bisher das Evangelium der Liebe für die Menschen gepredigt, so wird er im „Heiland der Tiere“ zum Anwalt der gequälten Tierwelt, zum sittlichen Eiferer, zum zürnenden Propheten. Der arme Tiroler, dem man die Lieblingskuh grausam geschlachtet hat und dem nun der Irrsinn aus den schwermütigen Augen stiert, kommt viele Jahre später beim Anblick einer neuen Tierquälerei plötzlich wieder zur Besinnung und weihet fortan sein ganzes Leben den gemarterten Tieren. Er hat gewiß einen stark pathologischen Zug. Und indem er sein Leben durch einen selbsterwählten gräßlichen Opfertod beschließt, wird uns die außergewöhnliche Veranlagung dieses Helden in seiner Art völlig bewußt. Wir haben es hier nicht mit einem Typus zu tun, sondern mit einem durchaus individualisierten Charakter, bei dessen Schilderung die realistische Darstellungskraft des Dichters ihre höchsten Triumphe feiert. In seinen übrigen Novellen leidet der künstlerische Ausdruck gern unter einer gewissen Willkürlichkeit der mitunter allzu romantischen Geschehnisse. Im „Heiland der Tiere“ aber täuscht kein Nebel der Phantasie die lückenlos geschlossene Handlung.

Mit dem „Heiland der Tiere“ konnte sich Schönai~~ch~~-Carolath künstlerisch nicht leicht mehr überbieten. Auch nicht in seiner letzten größeren Novelle „Lichtlein sind wir“. Mit dem soldatischen Stimmungsbild „Die Kiesgrube“, wie es weder Eilencron noch Frenssen in dieser weisen Beschränkung des Naturalismus hätten schreiben können, und der ebenso anschaulichen wie tiefdurchdachten Allegorie „Die Wildgänse“ bildet „Lichtlein sind wir“ wieder einen eigenen Band (1903). In seiner Weltanschauung hat der Dichter seit dem „Heiland der Tiere“ noch einen weiteren Schritt getan. Denn jetzt gilt ihm das Christentum nicht bloß als Moral der Nächstenliebe, des Mitleids, der Erlösung, sondern auch als die notwendige Ergänzung aller menschlichen Weisheit, ja als die höchste Wissenschaft selbst. Daß Glauben und Wissen letzten Endes eins seien, ist Carolaths feste, unverbrüchliche, heiligste Überzeugung. Hier berührt sich der protestantische Romantiker mit seinem literarischen Gesinnungsgenossen Stifter, dem er selbst auch in Versen gehuldigt hat, aufs neue. Der arme Astronom, der in „Lichtlein sind wir“ seine Erdenliebe verliert, vom Licht des Glaubens erleuchtet Entsagung lernt, Trost findet, ein praktisches Christentum übt, und am Ende zwar scheinbar gebrochen, aber im Herzen als innerer Sieger dasteht, ist wiederum ein Typus: der auf den Höhen der Wissenschaft wandelnde Genius, verklärt vom Geiste Gottes, seinem Schöpfer und Urbild. Vor Gotthilf Schubert und nach Gustav Fechner hat es solche Charaktere gegeben.

„Nie habe ich völlig begriffen,“ sagt der gelehrte Held, „warum die Dichter ihre tiefsten Klagen, die blüten schweren Trauerkränze um Herzen schlagen, die hier auf Erden Vereinigung nicht fanden. Weil Romeo und Julia starben, die hier auf Erden Vereinigung nicht fanden. Weil Romeo und Julia starben, ist's deshalb aus mit ihnen? Unermessliche Zukunft harret unser. Liegt darum Tragik in Nichterfüllung kurzen Erdenglückes? Dennoch gelten verlorener Liebe stets die schönsten Lieder. Hierin liegt eine Schwachheit und wiederum Mangel

er mit „schwarzen Hengsten, die gleich Ungewittern so zügelstumm und wild durchs Leben gehen, daß Frauen jubeln, Männerherzen zittern“. Für die Natur wiederholt er das Bild aus dem menschlichen Seelenleben: „Sacht wie ein müder Herzensschlag verstiebt der goldne Sommertag.“ Die fremdländischen Akzente unterdrückt er später immer mehr und mehr. Das starke Enjambement, das auffällige Übergreifen des Satzes von einem Vers zum andern, wie wir es in seiner ersten Sammlung zum Ausdruck der seelischen Spannung und Leidenschaftlichkeit überaus häufig wahrnehmen, tritt gleichfalls zurück.

Mit dem Charakter des Dichters ist auch seine Sprache ruhiger geworden. Dafür entwickelt sie sich stets volkstümlicher, einfacher, vor allem im sangbaren Lied. Nicht selten fällt dann das Metrum dem Rhythmus und der Melodie zum Opfer. Alles in Dichtung ist belebt und bewegt. Die Gabe der Naturbeseelung ist auch ihm in hohem Grad eigen. „Der Nachtwind biegt flüsternd die Saaten.“ „Es schlummern die Felder, die blauen, in schwebender Vollmondpracht.“ „Viel schwarze Wolken schweben, die Sonne sticht darein.“ „Der Herbstwind welke Rosen trägt.“ Dörfer schlafen, sternschimmernde Brunnen springen, und lenzumschlungen lachen die weiten Lande. Schönau-Carolath liebt den elliptischen Satz bis auf ein einziges Wort zu verkürzen und erreicht dadurch sprachliche Wirkung von höchster Prägnanz und Ausdrucksstärke. Dieses eine Wort ist dann stets so charakteristisch gewählt, daß wir jeden weiteren Zusatz als unpoetische Abschweifung verwerfen müßten. So im „Schwarzen Hans“: „Ein Försterhaus. Herbstabend. Um die Giebel stößt der Novemberwind.“ Oder der stimmungsvolle Eingang zu „Lichtlein sind wir“: „Waldeinsamkeit, Schilfzauber, Wellenkühle; Sommernächte, in deren Dämmern weiß und jungfräulich ein Stern schimmert.“ Und so bewährt sich Carolath auch als Stilpräfer von solcher Begabung, die mit der seines Freundes C. F. Meyer wohl wetteifern kann. Aber seine hauptsächlichste Bedeutung ruht doch in einer andern Richtung.

* * *

Religiös-politisch und literarisch knüpft Schönau-Carolath unmittelbar an die Romantik Novalis', Uhlands und Eichendorffs an. Er ist der Johannes der Neuromantik. So steht sein Bild in der Literaturgeschichte fest.

Aber zu dem alten romantischen Erbgut hat er noch eine neue Note hinzugefügt, sein durchaus persönliches soziales Empfinden. Es sei nur nebenbei erwähnt, daß der Dichter besonders dem Gefängniswesen und der Entlassenenfürsorge sein volles Augenmerk zuwandte. In den „Gedanken eines Laien über Gefangenenfürsorge“ (1904) faßte er seine Reformgedanken über Strafrecht und Strafvollzug übersichtlich zusammen. Sie erregten in Fachkreisen die verdiente Beachtung. Aber mehr noch als in dieser Prosaschrift offenbart sich in seiner Poesie, in seinen Novellen eine durchaus humanitäre, soziale Auffassung.

Groß ist die Zahl derjenigen, die Schönaich = Carolath als Dichter und Menschen öffentlich gewürdigt haben, in Buchform H. Friedrich, A. Lohr, L. Krapp, G. Schüler, H. Seyfarth, A. Ritt, E. Kammerhoff. Seine stetig wachsende Gemeinde umfaßt die modernsten Menschen wie die konservativsten Protestanten und Katholiken. Seitdem seine „Gesammelten Werke“ (1907) in einer billigen Volksausgabe, die noch vom Dichter selbst durchgesehen werden konnte, erschienen sind, steht seiner Popularisierung nichts mehr im Wege. Freilich volkstümlich im engsten Sinn wird Carolath nie werden. Doch mag dereinst das kommende Geschlecht, das den hundertsten Jahrestag seiner Geburt zu feiern haben wird, an ihn die gleichen Worte richten, die er selbst seinem Liebling Lorzing gewidmet hat:

„Du streutest Rosen, erntetest Zypressen,
 Trüb war dein Weg, doch hell dein später Glanz;
 Nun rinnt dein Lied, verküht und unvergessen,
 Nimm unsres Dankes schlichten, vollen Kranz!
 Wir werden ewig deinen Namen schreiben
 Zu guten Sternen, die da sind und bleiben.“



Die Sage des Deutschtums in Galizien

Von Prof. Dr. Raimund Fried. Kaindl = Czernowig

(Schluß aus Heft 37.)

Die an ähnliche Verhältnisse, wie sie in den deutschen Ostmarken herrschen, gewöhnten Deutschen aus Galizien erschienen „als das willkommenste Material für die deutschen Ansiedlungen im Osten des Reiches“. Da die deutschen Vorposten in Galizien seit der Überhandnahme der polnischen Herrschaft unhaltbar schienen, wollte man die deutschen Gemeinden ins neue Ansiedlungsgebiet versetzen. Daher wurde eine starke Agitation betrieben, die nicht nur etwa die überschüssigen oder ohnehin zur Auswanderung geneigten Elemente statt nach Amerika nach Posen ziehen sollte, sondern selbst in die besten Ansiedlungen eindrang, wo keine Not und kein Auswanderungsbedürfnis vorhanden war, so in Dornfeld, Augustdorf, Brigidau und Landestreu. Mit welchen Mitteln gearbeitet wurde, mag ein Beispiel lehren. In Landestreu hatte der Agitator zunächst keinen Erfolg erzielt, weil nach Posen abgeschickte Kundschafter sich ungünstig ausgesprochen hatten. Darauf setzte er sich mit polnischen und ruthenischen Parzellierungsbanken in Verbindung, damit sie Nichtdeutschen für den Ankauf deutscher Höfe Geld vorschössen; auch veranlaßte er zahlreiche Ankündigungen in polnischen und ruthenischen Blättern, in denen die Höfe in